

St. Joseph Wandertloß hat Audienz beim Kaiser Wilhelm. — Wie man sich in Berlin um die Pantees reißt, und wie der Knödelsepp das auszunutzen weis.

Mr. Eder! Ich beehre Mich, Ihnen die angenehme und wohlgeleitete Mitteilung zu machen, daß der Knödelsepp e Kindeich ist. Un zwar e ganz förpsterliches. Sie wisse doch, in was for ere Mi-



was dente Sie, was er aus'm Poffart eraustrieht hot ünover de Pariffal? Gar nix. Er hot e schmales Entkommen gehatt von en Kontratt mit'm Poffart zu zeichne for e feierlich Poffart'sches Intendanzspil in New York, weil er (der Poffart nämlich) die Impresario gehatt hot, Jch, der John Ritsch Esq., war e Männlicher un der Knödelsepp war Mei Aed-schen. Jch hen ünoverhauch gemerkt, daß der Knödelsepp in Münche nie was austrichte werd, weil dort des Bier zu gut un de billig, un des Esse zu sehr nach dem Knödelsepp sein Schmack is. Deswege hen Jch dem Sepp e schifferte Kündelbepändig geschickt, wo besagt hlot: „Seh nit zum Schmiede, geh zum Smied.“

Der Knödelsepp hot doch des ganz richtig translatet, er sollt de Poffart dreapen un nach Börlin zum Imperer gehn. Jch hen dem Sepp schun hier gesagt, Alles, was erl beim Imperer auszuerichte hätt, des war, daß der Imperer, wenn er doch des ausländische Amts-Department dem Baron Sped telegrafise losse thät, die ungeweichte Pariffal-Performenz in New York zu privede, so gemiß mit die Lage blinze sollte, damit der Baron in Washington wisse thät, daß er, der Imperer, es nit so ernit meint un nur Formes halber mitling hetter.

Jch hen gedent, die Diffittell for de Knödelsepp werd sei, e Odieng beim Imperer ze kriege. Da hen Jch ünover en Mißhätt gemacht. Erogen e Amöritän kann alleweil, wie Mir der Knödelsepp telegrafise, e Odieng beim Imperer kriege. Die Amöritän hanpue in Börlin alleweil des Gerich. Des heist, mit die deutsche Amöritän, sonner die Yädrüts. Wann Genes als Amöritän Deitsch kann, da is er schun betragit in Börlin.

Der Knödelsepp hot glücklicherweis die Prezeng of Meind gehatt, sein Name ze schändsche un hot sich St. Joseph Wandertloß getallt. Er kädelt Mir, daß alle Leitenäntis un annerer Afffissers ihn salute, wann er uff der Gass gehit. Die preußische Offizier thätie nämlich Unner die Linde un in der Friedrichstrass alle Männer uff die Absatz quade, un wann Genes amerikanische Stiuwuel anhat, da müsse sie Honnaris un die Wackpote müsse Present Arms made.

Also is es unner bene Stirkumstänzen dem Knödelsepp unner dem Name St. Joseph Wandertloß ganz leicht geuorn, e Odieng ze kriege. Er hot sei Anliege vorgebrage un der Imperer hot gesagt: „Sörreni, mit'm größte Vergnüg;“ es thät gar nix im Weg sehn, for den Ontel Säm thät er Einiges thun.

„Unwer“, hot dann der Imperer gesagt, „warum soll dann grad der Pariffal uffgeführt wern? Könnit sich dann der Mister Conried nit e Paar vun die Hohenzollern e Theaterstüd, die Jch Mir zu Order nach Meine allerhöchste Angabe hen made Oeffe, in Müst sege un als Gränd Doffe ufführen losse? Wann der Mister Conried will, sommandir Jch sofort zwei tgl. taif. Komponisse derzu ab, die Müst zu bene Stüder ze tompose.“

„Unwerhaupt“, hot dann die Maje-stät weitergefahren, „halt Jch Oepern-müst for viel zu gekünstelt. E Paar schneidige Militärmärsche, e Zapf-streich, e Generalmarsch un die Infanterie- un die Kavallerie- Signale des war eigentlich alle Müst, wo des Boff-raucht un hamwe soll. Of course heit Dir im Siegestrang nit ze ver-sehe, un vielleicht noch e Paar vater-ländische Volkstüder, in bene was un Meinem selige Herrn Großvater vor-kimnt.“

In dieser huldreiche Weise hot der Imperer sich mit dem Knödelsepp un-erhalten. Un dann is er for morgue zum Dinner bei Imperers eigelede orn.

For all die Feindlichkeit hot der Knödelsepp nit anericht gekönnit, als zu diklären, er wär entückt ünover die be-kräftigende Liebenswürdigkeit vom Im-perer un hätt dessen Schlagsfertigkeit, hauptsächlich ünover sei erstauens-werthe Kenntniß von alle Einzelheite in alle Fächer un alle Verhältnisse nit senug ädmeinet könnne.

Wonn es noc nit eraus kimmt, Mi-

Der Editor, daß der Mister St. Joseph Wandertloß Knödelsepp heist un sei Poffart sonnern e geborener Deutscher is. Sünstich werd er nämlich enausge-schmisse. Ihre des Rämliche wünschend mit Rigards Yours John Ritsch, Esq. Sein Sie so gut un läble Sie uff Ihr'm preibät Weier dem Knödelsepp, er sollt bei Imperers nit mit'm Messer esse. In Börlin is des nämlich nit Stekl. D. D. Esq.

Das wahre „Dorado.“ Unter dem Titel „Eine Suche nach versunkenen Schätzen“ bringt Benjamin Taylor in einem Artikel der „Englisch Illustrated“ sehr interessantes Material bei, das die Frage nach dem oft gesuchten „Dorado“ lösen soll. Es ist eine seltsame Geschichte, die da erzählt wird. Weit oben in den Höhen der Anden, einige 9000 Fuß über dem Meerespiegel, liegt in dem Hochland von Bogota der See Guatavita. Man vermutet, daß dieses Hochland die Heimath der Kartoffel ist, die bis zum heutigen Tage sein hauptsächlichstes Produkt bildet. Dieser See wird jetzt von einer Altien-Gesellschaft mit Bewilligung der columbischen Regierung trodengelagt; der Zweck dieser Trodenlegung, die an sich eine sehr schmutzige Arbeit ist, beruht auf einer Geschichte, die wie ein phantastischer Roman klingt. Dieser See soll das berühmte „Dorado“ sein. Hier wurde, wie berichtet wird, der Raziße von Guatavita mit einer klebrigen Substanz bedeckt, auf die Goldstaub gestreut wurde, und diese goldene Bedeckung bildete seine Bekleidung, wenn er die Opfer vollzog. Der Ausdruck „El Dorado“ bedeutet danach „der Goldene“ oder „der goldene Mann“, und nicht „die goldene Stadt“, wie man gewöhnlich meint. Der Raziße von Guatavita, der eine Armee von 30,000 Mann hatte, herrschte dort über mehr als eine Million Menschen. Der See, der auf dem Gipfel eines kegelförmigen Berges gelegen ist, wurde von ihnen als der Sitz ihrer Schuggottheit betrachtet, der sie zweimal jährlich opfern zu müssen glaubten. Daher versammelten sich zu festgesetzten Zeiten alle Untergebenen des Razißen mit goldenen Opferpenden, und zu einer großen Prozession gescharrt, zogen sie mit Musik zum See.

Dort angekommen, schiffen sich der Raziße und die mächtigsten Häuptlinge in großen Kanoes auf den See ein, wozu Stufen in das Ufer eingebaut waren, und zu gleicher Zeit zerstreute sich das Volk rings um den See. In der Mitte des Sees angelangt, bestrichen die Häuptlinge den Razißen und beputerten ihn verschwenderisch mit Goldstaub. Auf ein gegebenes Zeichen wandte sich nun das Volk mit dem Rücken zum See, und im Augenblick, wo der Raziße untertauchte, jauchzten sie und schweberten so weit wie möglich ihre eigenen Opfergaben über die Schulter in den See. Darauf kam der Raziße an das Land und lehrte in seine Hauptstadt zurück, in derselben Art, wie er gekommen war, und überzeugt, daß die Sünden, die von ihm und seinem Volk während des letzten halben Jahres begangen worden, jetzt gesühnt seien. Durch diese halb-jährliche Spende müssen natürlich all-nährliche außerordentlich werthvolle Schätze in dem See aufgehäuft worden sein. Man hat ihren Werth auf hunderte von Millionen geschätzt. Als die Spanier das Land eroberten, verfolgten sie die Eingeborenen, um Gold zu erhalten, so grausam, daß die meisten von diesen alles, was sie noch hatten, in diesen See warfen. Der damalige Raziße selbst veranlaßte, daß in der Mitte des Sees so viel Goldstaub, als fünfzig Menschen schleppen konnten, versenkt wurde. Die früheren Nachforschungen sind immer mit reichen Ergebnissen besetzt worden. Der See ist, wie angegeben wird, 1200 Fuß lang, 100 Fuß breit und im tiefsten Theil 46 Fuß tief.

Er kann nicht kommen. Dr. Gillespie, der gegenwärtige Leiter der schottischen Kirchenynode, erzählt, wie er eines Tages ganz verblüfft gewesen sei durch die Antwort eines in Lumpen einhergehenden Eingeseffenen seines Kirchenprengels, mit dem er in ein Gespräch gerathen war. Er frug denselben nämlich: „Nun sag mir bloß einmal, hast Du denn Niemanden, der ein bißchen für Dich sorgt?“ „Gar Niemanden“, war die schnell gegebene Antwort des armen Teufels. „Nun, wo ist denn Dein Vater?“ „Der ist todt.“ „Hast Du denn keine Mutter?“ „Auch sie ist todt.“ „Aber eine Schwester hast Du doch vielleicht.“ „Jch habe nie eine Schwester gehabt.“ „Na, dann hast Du aber doch ganz gewiß einen Bruder.“ „Ja, aber der ist nicht hier, der befindet sich an der Universtität zu Glasgow.“ „Schön, hat denn Dein Bruder nicht so viel Zeit übrig von seinen Studien, un sich ein bißchen um Dich zu kümmern?“ „Nein, Herr Pastor, der ist seiner Zeit mit zwei Köpfen geboren worden und deshalb haben sie ihn in der Glasgower Anatomie in eine Flasche mit Spiritus gefest.“ (London Daily News.)

Schwarz und Weiß. Von Regerschandthaten, Lynchjustiz und Lynchversuchen haben die letzten Tage übergenug Nachrichten gebracht und zwar nicht aus dem Süden, wo die bestialischen Gelüste der Schwarzen schnelle Abndung finden, sondern aus nördlichen Gebieten, aus St. Louis, aus Wilmington, Delaware, aus Peoria, Illinois, wie vor einigen Wochen aus Belleville, der vorwiegend von Deutsch-Amerikanern bewohnten Nachbarstadt von St. Louis. Die öffentliche Meinung entsezt sich darüber und an hervorragender Stelle werden Ent-rüstungsphrasen bekamirt; man lamentirt über die plöbliche Verirrung des sonst so gefunden Urtheils der Menge, die vom Zmpulse der Leidenschaft verursacht wird. Wenn man aber genauer zusieht, hält die Stimmung des Böbels, der einen Lynch-mord verübt, noch lange an, nachdem derselbe wieder anständiges Publikum geworden ist.

Ueber den Lynchmord von Peoria sind Wäche von Tinte vergossen worden; kaum eine Zeitung im Staate, die nicht erklärt hätte, daß es eine ewige Schmach auf dem Ehrenschild von Illinois sein werde, wenn der verbrecherische Akt brutaler Volksjustiz nicht gesühnt werde. Noch aber hat sich keine Hand gerührt, die Rädel-führer des Lynchgerichts zu verfolgen und der Bürgermeister der Stadt hat vermuthlich allen seinen Mitbürgern ganz nach dem Herzen gesprochen, indem er erklärte, man solle die Sache als abgethan betrachten.

In ähnlicher Weise verhält sich die Bürgerchaft von Wilmington, Delaware. Sie zeigt durchaus keine reue-volle Stimmung des Excedenten. Als die Coroners-Jury im Rathhause in Sitzung war, sammelte sich ein Volks-haufe von mindestens zweitausend Personen vor demselben an. Im Gefängniß saß Einer, den man als Rädel-führer des Lynchgerichts verhaftet hatte. Der Coroner hätte ihn dem Gericht überantworten können. Aber der Mann sah die aufgeregte Menge auf dem Rathhauseplatze. Er begnügte sich damit, den Tod des Opfers zu constatiren, unterließ es, Klage zu erheben. Als das bekannt wurde, brach die Menge in Jubelgeschrei aus und ein prominenter Geschäftsmann beehrte sich, eine hohe Bürgschaftssumme für den Arrestanten zu hinterlegen. Und andere angesehene Bürger traten zusammen, genügende Gelder zu zeichnen, die zur Vertheidigung verwendet werden sollen, falls es dem öffentlichen Ankläger einfallen sollte, gegen irgend einen der Teilnehmer an der Mob-justiz gerichtlich vorzugehen. Als Nach-spiel haben dann auch Mauereien zwischen Rotten von Weißen und Negern stattgefunden, aus denen sich ersehen läßt, daß, wenn auch das Lynchgericht nur spontaner Ausbruch war, zwischen den beiden Rassen intensiver, wenn auch gemeinlich latenter Haß besteht.

Warum das so ist, warum die Ab-neigung des Weißen gegen den Neger auch im Norden fortbesteht, wo doch nicht derselbe Grund vorhanden ist wie im Süden, nämlich dessen Hinein-zerren als aktiver Faktor in die Politi-k, wo von keinem Vorherrschenden des schwarzen Elements die Rede sein kann, darüber liegen sich lange Gröde-rungen führen. Das Thema ist so alt wie die Emancipation. Warum es nicht so sein sollte, dafür weiß der Philanthrop tausend Gründe, die theoretisch unanfechtbar sind, die aber den Durchschnits-Weißen schnell in Stich lassen, wenn er mit dem Schwarzem in direkte Berührung kommt. Es ist einmal eine Antipathie da, das läßt sich nicht leugnen. Mancher mag den Neger als Aufwärter, Hausknecht oder in anderen niedrigen Dienstleistungen dem Weißen vor-ziehen, weil sein serviles Benehmen aristokratischen Neigungen schmeichelt, als seines Gleichen wird er ihn doch nicht betrachten und nur zu bereit sein, wo er sich Ausschreitungen zu Schulden kommen läßt, einen ganz anderen Maßstab an ihn zu legen als an den Weißen, selbst von der vornehmtenen Spezie. Es ist einmal so und alle Philosophie kann daran nichts ändern. Es wird noch Generationen nehmen, bis das Vorurtheil der Rassen ausge-glichen ist.

Scharfe Replik. Von dem verstorbenen König Milan von Serbien erzählt ein Pariser Blatt folgende Anekdote: Einige Zeit nach seiner freiwilligen Abdantung sah Milan eines Tages in einem Pariser Club beim Baccarat. Er spielte an diesem Tage sehr unglücklich. Als er sich beim Kartentertreiben zufällig um-drehte, sah er hinter seinem Stuhle den Baron von B. stehen. „Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß ich solches Pech habe.“ sagte der König. „Jch verliere immer, wenn Sie hinter meinem Stuhle stehen!“ Der Baron erwiderte ruhig: „Sie übertreiben, Sie! Als Sie Ihren Thron verloren, stand ich nicht hinter Ihnen!“ Hadenbruch

Mancher geht auf's Standesamt, un standesgemäß leben zu können. Die Todtenwürfel. Im Berliner Hohenzollernmuseum befinden sich zwei, äußerlich ganz ähnliche Würfel — Todtenwürfel genannt —, un welche sich folgende Begebenheit knüpfen: Unter dem Großen Kurfürsten von Brandenburg wurde in Berlin ein Mord verübt, der riesiges Aufsehen erregte. Das Opfer war ein junges, sehr schönes Mädchen, un dessen Liebe zwei Soldaten warben. Dieselben wurden beide verhaftet. Einer Namens Ralph hatte den Mord auch wirklich begangen aus Eiferlust gegen seinen bedorzugten Kameraden, Namens Alfred. Die Tortur vermochte keinem der beiden ein Geständniß zu erpressen. Ralph leugnete alles, der andere gestand, am Abend mit dem Mädchen gesprochen zu haben, aber in Freundschaft von ihm geschieden zu sein. Der Kurfürst beschloß, das Gottesurtheil entscheiden zu lassen; die zwei Soldaten sollten mit Würfeln un den Tod spielen. Derjenige, welcher die kleinere Zahl warf, sollte als Mörder angesehen und hingerichtet werden. Der Kurfürst selbst wohnte mit großer Begleitung der Feierlichkeit bei. Ralph hatte den ersten Wurf un warf mit den zwei Würfeln die höchst erreichbare Zahl, zwei sechs. Alfred fiel auf die Knie, erhob sich un sprach: „Allmächtiger Gott, Du weißt, daß ich unschuldig bin, ich übe mich!“ Da warf er die beiden Würfel so hart, daß einer derselben auseinander fiel. Der ganz geliebene Würfel zeigte sechs, die Bruchstücke des zweiten zeigten sechs und eins, also dreizehn. Die ganze Versammlung war von Staunen erfüllt. Dasselbe wurde noch vermehrt, als Ralph plöblich, wie vom Blig getroffen, niederfiel. Nur mit Mühe konnte er wieder ins Leben zurückgerufen werden. Er gestand denn auch den Mord sofort ein; der Kurfürst war ungerührt un erklärte: Gott hat gesprochen!

Der größte Wald in Preußen. In einer Plauderei über die Johannisburger Haide schreibt die Elbinger Zeitung: Neulich hat ein blutjunger Jägerburche einen alten Wilderer überrascht un der Behörde überliefert. In der ganzen Johannisburger Haide hörte man das Lohlied dieses Bur-schen. Nach dem Fallen eines verächtlichen Schusses war er dem Schall nachgegangen un hatte den Wilderer beim Ausweichen eines Rehbodes angetroffen. Der Wilderer konnte nicht mehr sein Gewehr erreichen. Wohl oder übel mußte er sich den Rehbod ausladen un damit zum Oberförster wandern, der ihn einsperren ließ. Die Regierung schenkte dem Jägerburchen ein neues Gewehr für 180 Mark, 100 Mark boar un stellte ihm eine vierjährige Ver-datung in Aussicht, wenn er dem staatlichen Forstdienst sich endgültig widmen sollte. Den Wilddeber ist in der umfangreichen Haide sehr schwer beizukommen, un daher ist das In-teresse begreiflich, das die Nachrich-t von der Ergreifung des Wilderers, un noch dazu durch einen schesjen-jährigen Forstlehrling, allgemein wach-ert. Daß der Wilddeberichum in der Johannisburger Haide kein zu großer ist, dafür haben die Wilddeber geforgt. Von der Ausdehnung der Johannis-burger Haide erzählt man eine Vorstel-lung, wenn man hört, daß sie eine Fläche von 96,445 Hektar umfaßt, die von 20 Oberförstereien benirtschafet wird. Vorwiegend ist es Kiefernwald; auf dem mit Lehn vermischten Sand-boden ist auch die Fichte heimlich un in der Nähe von Bruchstellen treffen wir auf größere Erlen- un Birten-stände. Die Rominter Haide ist nur 19,578 Hektar groß un wird von vier Oberförstern benirtschafet. Die Johannisburger Haide ist der größte zusammenhängende Wald im ganzen preußischen Staate.

Ropparbeit und Pinnbaden. Der Marschall MacMahon wohnte eines Tages einem Diner bei, zu welchem man ihn als Ehrengast geladen hatte. Neben ihm saß eine geschwätige Dame mit rabenschwarzem Haar, welche die Unterhaltung nur unterbrach, wenn sie kaulte. Schließlich fragte sie den Marschall, warum sein Bart noch schwarz wäre, während sein Haupthaar bereits in Graue schillere. Mit größter Höflichkeit wandte sich der alte Soldat zu ihr un versetzte mit lächelndem Munde: „Jch glaube, gnädige Frau, der Grund ist wohl der, ich habe meinen Kopf immer mehr gebraucht, als meine Pinnbaden.“ Gemüthsmenschen. „Dent! Dir nur, Herr N-ner soll ja auf seiner Schweizer Reife beim Gel-weichpfänden verunglückt sein!“ „Ach, das thut mir aber leid, ich hatte mich so auf das Sträußchen gefreut, welches er mir mitzubringen versprochen hatte!“ Vor Gericht. Richter (zu einem Gastwirth): „Und warum seinden Sie Ihren Kon-turrenten, den Kläger, so sehr an?“ Geklagter: „Weil er, um mich zu ärgern, die reinsten Weine aus-schänkt.“ Naiv. Mama: „Sieh mal, Kennchen, mir scheint, der kleine Willi drin im Kin-derzimmer hat sich verchuldet.“ Kennchen (grütdelzend): „Nein Mama, er ist noch da!“

Der Sängerpoffikon. Gelegenlich der Hundertjahrfeier von Adolf Adam, dem Komponisten des „Poffikon von Longjumeau“, sei auch seines berühmtesten Interpreten, Theodor Wachtels, gedacht. Die Partie lag dem Sänger, der ja einen wunder-vollen Tenor besaß, wie kaum eine andere. Außerdem aber trat Wachtel in ihr so gern auf, weil sie gewisser-maßen die Geschichte seines eigenen künstlerischen Werdeganges im Rahmen scenischer Vorgänge darstellte. Denn der berühmte Sänger ist — genau so wie der Held der Adam'schen Oper — direkt vom Ruffcherbod auf die weltbe-deutenden Bretter gestiegen. Die Ge-schichte trug sich folgendermaßen zu: In Hamburg lebte zu Ende der vierzig-jahre ein Malter Namens Pfeffer-tern, ein überaus fideles Haus, der sein größeres Vergnügen tannnte, als draußen im Walde mit seinen Freunden zu verweilen un hier Quartette zu veranstalten. Wachtel, der damals blutjung war, pflegte die Sänger bei diesen Ausflügen hinaus in den grünen Waldesdom zu kutschiren. Ueberdies leistete er hilfreiche Hand bei Allem, dessen sie bedurften. Allein Niemand achtete darauf, wie der junge Bursche, bei seinem Gespann stehend un lagernd im Grase, mit verhaltenem Athem den Weißen lauschte, die an sein Ohr klan-gen.

Darum wollte es der Zufall, daß einmal der Sänger, der in diesen Quartetten den Tenor sang, plötzlich beiser wurde. Er hatte sich beim letzten Ausfluge in das feuchte Gras gelegt un sich dabei eine Entzündung zugezogen. Nun war Holland in Noth, denn ein Ersatz ließ sich nicht ausfindig machen. Mit einem Male tritt an seinen Herrn Pfeffer-tern der Kutscher Wachtel ganz schüchtern un sagt: „Wenn Zu mit milttsingen leiten wüßst, denn tannst los-gang. Jch heff dat ohle Leed all man-nichigen Sündag mit anhö!“ — Der Kunstmären betrachtet seinen Leib-kutscher mit denkbar größtem Stau-nen. „Mensch, Du wüßst singen? Kennst de denn de Noten?“ — „Ne, de kenn ich nicht; dat geit so ood ganz goot. Mit so veel Willkührigkeiten giffst du unsereen nicht aff!“ Man lachte über dieses Vertrauensseligkeit un ließ den jungen Burschen milttsingen. Und er sang mit seiner zwar ungeschulten, aber so aus dem Vollen schöpfernden Stim-me so wunderbar, daß man bald nicht mehr lachte.

Am nächsten Morgen, als Wachtel seinen Wagen wusch, kam Pfeffer-tern un sagte ihm, er müsse nun singen lernen. Allein der junge Kutscher wollte durchaus nichts davon wissen. Da schleifte ihn, der in Holzpantoffeln war, sein Herr mit Gewalt zur Grand-jean, der damals größten Sefangsleh-terin Hamburgs. Und während hier Wachtel, der sein erstes Sefangenssein bald abgetreift, lustig seine Töne hin-ausgeschmeterte, verweilten im Neben-zimmer die ersten Musikautoritäten der alten Hansestadt un gaben ihr Urtheil über die so plöblich auftau-schende Kraft ab. So wurde Wachtel Sängler, un seine Rolle spielte er so gern un gut wie eben den „Poffikon von Longjumeau“. Ihm ist es auch vorwiegend zu danken, wenn die Oper des französischen Komponisten sich so andauernd auf dem Spielplan erhielt. Ihn un seinen Nachfolgern auf die-sem Gebiet, Nachbaur in Münden un augenblicklich Heinrich Bötel, der merkwürdigerweise auch früher Kut-scher war.

Einem Scherz aus dem Handwer-terstande erzählt die „Deutsche Fleischer- u. Zeitung“: Ein Kaufmann, der in Altem, was er that, sehr pünktlich war, gas eines Tages einem Tischler einen Auf-trag zu irgend einer Arbeit. Da er warb, daß der Mann etwas nachlässig war un oft etwas verprach, aber sein Wort nicht hielt, fragte er ihn: „Wann werden Sie damit fertig sein?“ „Wenn ich noch am Leben bin, sollen Sie es am nächsten Donnerstag haben“, ant-wortete der Tischler. Der Donnerstag kam un verstrich ohne die versprochene Arbeit. Gegen Abend begab sich der Kaufmann in die Zeitungspedition un gab ein Inserat über den Tod des Tischlers auf. Dieses wurde antands-los angenommen, da der Kaufmann dem Verleger der Zeitung bekannt war. Als der Richter am folgenden Morgen die Zeitung zur Hand nahm, war er nicht wenig erstaunt, seine Todesan-zeige darin zu finden, un tief sporn-treichs zu dem Zeitungsvorleger, um sich Aufklärung zu erbitten. Man wies ihn an den Kaufmann, der bei seinem Anblich einiges Erstaunen ausdrückte; dann sagte er: „Sie haben mir doch feierlichst die Arbeit bis Donnerstag versprochen, wenn Sie noch am Leben wären, un da die Arbeit nicht kam, mußte ich annehmen, daß Sie gestorben seien.“

Man genau. Ein Arzt, dessen Ausdrucksweise sehr knapp zu sein pflegt, verordnet: „Also Morgens, Mittags un Abends einen Schöffel voll von der Medizin — nach jeder Mahlzeit ein Pulver — drei Bier — drei Cigaretten, basta!“ Als er nach einigen Tagen wieder den Patienten besucht, findet er denselben hinter drei Maßkrügen, mächtig puffend. „Na“ — meint er, „überschreiten Sie meine Er-saunniß in Bezug auf Trinken un Rauchen auch nicht?“ — „J bewahre“ — erwidert jener — „mir fällt das Trinken, wo ich mein Lebtag noch kein Bier getrunken un nie geraucht habe, schon sauer genug — aber auf die drei Cigaretten wird mir halt immer so übel, thät es nicht eine auch, Herr Doktor?“

Nehe Empfehlung. Madame zum Dienstmäddchen, das um einige Stunden Urlaub gebeten hatte, un sich einen neuen Dienst zu suchen): „Nu, Anna, schon jutüid?“ Anna: „Ja, als die Dame, der ich im Vermittlungsbureau vorgestellt wurde, Ihren Namen hörte, hat sie mich sofort engagirt!“ Madame: „Kennst sie mich denn?“ Anna: „Zedenfalls, denn sie meinte, wer bei Ihnen drei Monate ausbleibt, wie ich, das müsse schon eine wahre Perle von Dienstmäddchen sein.“

Auf dem Schönenfels. (Herr un Frau Pantoffelstein auf dem Karouffell, er stolz zu Pferde, sie in einer Kutsche.) Müller: „Warum nur der Fesl, der Pantoffelstein, so gern Karouffell fährt, un sich nur, wie stolz er dabei um sich blüdt!“ Schulze: „Ach Gott, gönne ihm das Vergnügen, er benugt eben die einzige Gelegenheit, um seiner Frau gegen-über einmal auf dem hohen Pferd zu sitzen.“

Höhere Mathematik. A ist der Billetschalter. — B ist die Reihe von Leuten, die Bilette kaufen wollen. — C ist der Ort, wo Jones um 9 Uhr stand. — D ist der Ort, wo Jones um 10 Uhr stand. — E ist der Ort, wo Jones um 11 Uhr stand. — Frage: „Was wird Jones sagen, wenn er bei A angelangt ist un merkt, daß er am falschen Schalter ist?“

Reichthum. Junge Frau (in der Küche): „Aber Kati, Sie werden doch den Fisch nicht tödten.“ Köchin: „Ja, man kann ihn doch nicht im lebendigen Zustande töden.“ Junge Frau: „So lassen Sie ihn wenigstens einen Selbstmord begehen.“

Sehr wahrheitslieblich. Stimme aus dem Publikum: „Sie, Ihre Bilden sind aber zahm, die können doch unmöglich echt sein!“ Kundenbesitzer: „So — da kommen Sie mal morgens in der Frühe, wenn die Kerls einen Vorstoß haben woll'n!“

Der Pantoffelmann. Herr (im Kaffeehause zu einem an-deren Herrn): „Jch bitte, sagen Sie doch Ihrer Frau Besaghtin, sie möge nicht so laut sprachen, man kann nicht lesen.“ Der Andere: „Ne, ne, da wird nichts draus, sagen Sie es ihr nur selbst!“

Auch ein Bücherfreund. Bankier: „Jch habe mir neulich sämtliche Klassiker angekauft.“ Bekannter: „Lesen Sie die auch fleißig?“ Bankier: „Rein, dazu habe ich keine Zeit, aber ich kaufe sie der eleganten Ausstattung wegen.“

Am Montag. Junge Frau: „Haben Sie frisch-gelegte Eier?“ Verkäuferin: „Ja, gestern sind's gelegt worden.“ Junge Frau: „Nicht möglich, ge-estern war ja Sonntag.“

Beschwichtigung. Vater: „Was brüßst Du, Junge?“ Der kleine Max: „Mutter hot fröh-zwei Aepfel gegeben, aber mir nur einen.“ Vater: „Darum brüßst man doch nicht. Es schmedt ja einer wie der andere.“

Nothlage. Hausfrau: „Ach, Ihr Namenstag ist heute, Herr Doktor, da müssen Sie bei uns speisen, ich werde selber to-dchen.“ Hausarzt: „Bedauere, meine Gnä-dige, aber ich kann als Ihr Hausarzt es nicht augeben, daß Sie sich beschwichtigen, Sie müssen Ruhe haben.“

Am Examen. „Wie viel Mufen haben wir?“ — „Neun.“ — „Können Sie mir dieselben aufzählen?“ — „Gewiß, Herr Professor! 1 — 2 — 3 — 4 — 5 — 6 — 7 — 8 — 9!“

Der Verapros. Ja, die ersten paar Mal, als ich abgekürzt bin, so 10 bis 20 Meter, da hab' ich schon gedacht, es geht an's Leben, aber jetzt stürze ich 200 bis 300 Meter herunter, ohne daß ich mir etwas dabei denke.“

Farbenkenntniß. Meister: „Höre, mein Junge, hast Du von meinem Wittern getrunken? Du wirst ja treidewich.“ Lehrling: „Na, Meister, weißt du doch die Farbe der Unschuld.“

Aus der Instruktionskunde. Unteroffizier: „Na, Lehmann, mit Ihnen hat mir das deutsche Reich ja wieder mal 'ne nette Ruß zu knaden gegeben!“

Vielversprechend. Lehrer: „Kenne mich einen durchschit-tigen Gegenstand.“ Vieschen: „Das Schlüsselloch.“